

JOHANN KASPAR STEUBE



VON AMSTERDAM
NACH TEMISVAR

Von Amsterdam nach Temiswar

Johann Kaspar Steube

Inhalt:

Von Amsterdam nach Temiswar

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebentes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elfte Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel

[Einundzwanzigstes Kapitel](#)
[Zweiundzwanzigstes Kapitel](#)
[Dreiundzwanzigstes Kapitel](#)
[Vierundzwanzigstes Kapitel](#)
[Fünfundzwanzigstes Kapitel](#)
[Sechsendzwanzigstes Kapitel](#)
[Siebenundzwanzigstes Kapitel](#)
[Achtundzwanzigstes Kapitel](#)
[Neunundzwanzigstes Kapitel](#)
[Dreißigstes Kapitel](#)
[Einunddreißigstes Kapitel](#)
[Zweiunddreißigstes Kapitel](#)
[Dreiunddreißigstes Kapitel](#)
[Vierunddreißigstes Kapitel](#)
[Fünfunddreißigstes Kapitel](#)
[Sechsenddreißigstes Kapitel](#)
[Siebenunddreißigstes Kapitel](#)
[Achtunddreißigstes Kapitel](#)
[Neununddreißigstes Kapitel](#)
[Vierzigstes Kapitel](#)
[Einundvierzigstes Kapitel](#)
[Zweiundvierzigstes Kapitel](#)
[Dreiundvierzigstes Kapitel](#)
[Vierundvierzigstes Kapitel](#)
[Fünfundvierzigstes Kapitel](#)
[Sechsendvierzigstes Kapitel](#)
[Siebenundvierzigstes Kapitel](#)
[Achtundvierzigstes Kapitel](#)

*Von Amsterdam nach Temiswar, J. K. Steube
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland*

ISBN: 9783849643485

*www.jazzybee-verlag.de
www.facebook.com/jazzybeeverlag
admin@jazzybee-verlag.de*

Von Amsterdam nach Temiswar

Erstes Kapitel

Worin der Autor Nachricht von seiner Familie und Geburt gibt

Man hat zwar mehrere Beispiele, daß die Geburt bedeutender Männer, die das Schicksal zu einer außer dem gewöhnlichen Geleise menschlicher Vorfälle liegenden Laufbahn aushob, mit ungewöhnlichen Umständen begleitet war; sonderbar aber ist es, daß Mutter Natur mit mir, als einem Metzgerssohne und nunmehrigen löblichen Fußfutteralmachermeister, eine kleine Ausnahme machen und meine Geburt auszeichnen wollen. Wäre ich nicht gewohnt, jedes Ereignis just so zu nehmen, wie es sich begibt, ohne nachzugrübeln, warum es sich eben so und nicht anders zugetragen habe, so würde dieser Umstand

meiner Meisterschaft oft Gelegenheit zum Nachdenken gegeben haben.

Der 25. Januar 1747 war es, an welchem ich hier in Gotha die Welt, den Schauplatz menschlicher Torheit, das erste Mal erblickte und meinen Eltern, anstatt der Freude, einen großen, doch nur vorübergehenden Schrecken verursachte. Die Wehemutter hatte nämlich nicht sobald untrügliche Merkmale meines Daseins, als sie eine ungewöhnliche Furcht blicken ließ, welche die Anwesenden aus einer unrichtigen Lage oder andern widrigen Umständen herleiteten. Aber kaum war ich wirklich da, als sie in größter Eile mit mir davon und zu meinem abwesenden Vater lief, den sie mit anscheinender Verwirrung bat, meiner Mutter auf eine sowenig auffallende Art, als er zu tun vermöchte, beizubringen, daß sie eine Mißgeburt, aus der man vorläufig gar nichts machen könne, zur Welt gebracht habe.

Nach dieser abgestatteten Relation wurde ich von der ganzen Nachbar- und Hausgenossenschaft in nähere Betrachtung gezogen, und siehe da! nichts als ein fingerlanges schwarzgekraustes Haar, mit dem ich von dem Scheitel bis zur großen Fußzehe bedeckt war, hatte meine menschliche Gestalt anfänglich verborgen und diesen ganzen Lärm verursacht. Nun zerstreuten sich die anwesenden weiblichen Geschöpfe; die einen, um mit ihren Männern zu untersuchen, was ein solches rauches Phänomen am Horizonte der Metzgerschaft bedeuten und welche Veränderung derselben bevorstehen möchte; und die andern, um dieses Familiengeheimnis den öffentlichen Stadtneuigkeiten so geschwind als möglich einzuverleiben und durch Zusätze interessant zu machen: ja, etliche wollten unter meinen Locken sehr deutliche Behemothszüge entdeckt haben. Ohngeachtet ich nun, trotz meines mehr als esaumäßigen Ansehens, mit einem

regelmäßigen Gliederbau begabt war, mithin unstreitig zu den zweibeinigen Geschöpfen unserer Art gehörte, so wollte man mir doch kein gewöhnliches Bad der Wiedergeburt angedeihen lassen, sondern ich mußte mich mit einer sogenannten Nottaufe im Hause begnügen. Da mir nun bis jetzt niemand die Menschheit streitig gemacht hat, so muß ich meine Gleichgültigkeit bekennen, daß ich mich niemals darum bekümmert habe, ob besagte Wiedergeburt gültig war oder ob ich eine zweite erhielt. Doch letzteres ist wohl, ohne eine gewisse Sekte in Anschlag zu bringen, nicht wahrscheinlich; denn da, löblicher Gewohnheit nach, die Taufe, so wie die meisten heiligen Handlungen, mit sehr unheiliger, aber klingender Münze bezahlt wird, so hätte entweder mein Vater doppelte Gebühren entrichten oder der Herr Pfarrer einen bösen Geist, nämlich im Jahr 1747, wo bei uns noch jedes liebe unschuldige Geschöpf von einem Geiste aus der Unterwelt begleitet wurde, die so hartnäckig waren, daß sie nur der Machtspruch eines berufenen Dieners des Worts zu verscheuchen vermochte. Wohl uns, daß sie sich jetzt hierzulande in ihrem *Nichts* so ruhig verhalten. Gott sei bei uns! umsonst austreiben müssen, welches doch viele der damaligen Herren nicht zu tun pflegten, solange sich, außer der Stubentür, noch etwas Bewegliches im Zimmer vorfand, durch dessen Veräußerung sie für ihre große Mühwaltung entschädigt werden konnten.

Außer gedachter drollichten Erscheinung trug sich, bei meiner Geburt, wie leicht zu erachten, nicht das geringste Merkwürdige zu. Denn jedermann weiß, daß man sich nicht die Mühe gibt, für die sich guter Hoffnung befindende Bürgersfrau eine besondere Gebetsformel aufzusetzen; und doch, Dank sei's der Vorsicht! lehrt die tägliche Erfahrung, daß sie ihrer Bürden ebenso leicht oder schmerzhaft entbunden werden, als wenn es geschehen wäre. Ebenso wenig läßt man dem kleinen Ankömmling zu Ehren

weder Wein rinnen noch Freudenfeuer anzünden. Im Gegenteil sind manche Eltern schon froh, wenn sie ein paar Gevattern ausfindig gemacht, das Geld für die Taufgebühren erschwungen, welches einige ihren Kindern an den Nahrungsmitteln wieder abzwacken müssen, und wenn sie der Wöchnerin eine kärgliche Wochenverpflegung angeschafft haben. Alles dieses vorausgesetzt, würde ich kein Wort mehr von der Geburt meines elenden Individuums noch von meinen Eltern gedacht haben; allein ich hatte das Glück, eine Mutter zu haben, welche in allem Betracht und in der vollen Bedeutung des Worts diesen süßen Namen verdiente; und ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß ich jetzt noch, wenn ich an sie denke, ihr oft eine Träne der Dankbarkeit widme. Man denke sich eine, außer ihrer Hände Arbeit, von allen Hilfsquellen entblößte, sich selbst überlassene Witwe, mit drei unerzogenen Kindern, die, ohne einen Taler Geld im Vermögen zu haben, ihre Kinder selbst, ohne jemanden beschwerlich zu fallen, erzog und ihnen unter diesen Umständen doch eine Erziehung zu geben wußte, deren sich wohlhabende Bürgerskinder nicht zu schämen haben; so hat man eine treue Schilderung dieser guten Frau. Und wollte Gott! ich hätte sie nach meiner neunzehnjährigen Abwesenheit noch beim Leben angetroffen, ich würde mich gewiß bestrebt haben, allen ihren Wünschen, die ohnedem sehr eingeschränkt waren, zuvorzukommen. Doch sie starb 1776, als ich eben zu Schuppaneck selbst sehr krank darniederlag und die kindliche Pflicht, einer geliebten Mutter die Augen zuzudrücken, nicht erfüllen konnte. Ihr Ende entsprach völlig ihrem geführten Lebenswandel, sie verschied ruhig und äußerte über nichts als meine Abwesenheit, weil ihr mein Aufenthalt unbekannt war, einige Besorgnisse. Hier möchte wohl jemand fragen, warum ich soviel Wesens von einer Frau mache, die ganz unbekannt lebte, welche auch wahrscheinlich so ganz unbekannt gestorben sein würde, wenn nicht durch die

Verkupferung ihres unbedeutenden Nachlasses manche Hände hätten versilbert werden müssen, die man bei einer Beerdigung sehr wohl entbehren könnte. Allein, mußte sie etwa eine Dame sein, um den Namen einer guten Mutter zu verdienen? findet man nicht ebensowohl Adel in niedern als Pöbel in höhern Ständen? und was mehr als alles dieses ist, war sie nicht meine Mutter? Von meinem Vater weiß ich nichts mehr zu sagen, als daß ich nicht so glücklich war, ihn zu kennen; daß er seine durch übel angewandte Güte und durch die Vernachlässigung seines Vormundes in Unordnung geratene Finanzangelegenheiten unter der Regierung Myner Heeren in Indien wiederherstellen wollte, nach einem achtjährigen Aufenthalte daselbst auf der Insel Ceylon starb und ein schönes Vermögen hinterließ, welches durch Ränke und Betrug in fremde Hände gespielt wurde, so daß am Ende meine Mutter von einem hiesigen *braven Manne*, Um mir große Kosten und der noch lebenden Familie Unannehmlichkeiten zu ersparen, habe ich nicht allein den Namen verschwiegen, sondern auch (den Rechten meines Bruders unbeschadet) auf die etwanigen Ansprüche freiwillig Verzicht getan., der eine beträchtliche Summe für ihre Rechnung in Amsterdam in ordinären holländischen Dukaten ausgezahlt erhalten, nicht mehr als 125 Gulden in sächsischen guten blechernen 1/3-Stücken erhielt. – Meine Schwester, als das jüngste meiner Geschwister, starb in ihrem neunten Jahre, und mein Bruder, der älteste unter uns, erlernte die Gärtnerei, wurde in der Folge Hofgärtner bei Seiner Durchlaucht dem Herrn Herzog von Bevern, wo er sich noch in gutem Wohlsein befindet.

Zweites Kapitel

Der Andreastag

Was nun meine Wenigkeit anbetrifft, so war ich kaum herangewachsen, als ich mich ganz dem Studieren widmen wollte; allein die Vermögensumstände meiner Mutter und der Mangel eines Freundes, der mir die Kanäle hätte zeigen können, die der unbegüterten Jugend offenstehen, ihre Laufbahn auf hiesigem, mit vielen Wohltaten und Benefizien versehenem Gymnasium mit wenigen Kosten zu endigen, waren die unüberstehlichen Hindernisse, so mich nötigten, eine andere Lebensart zu wählen. Anfänglich wollte ich Kaufmann, dann Buchdrucker, hierauf Barbier und sodann ein Drechsler werden; allein kaum hatte ich einen Entschluß gefaßt, als er auch wieder scheiterte, weil ich im Grunde zu nichts als bei der Schule zu bleiben Lust hatte. Ob ich die zum Studieren erforderlichen Fähigkeiten besaß, diese Frage möchte ich eben nicht bejahen. Da ich aber außer einer Schule und also ohne Anleitung das große und kleine Einmaleins lernte, auch begriff, daß il, la und lo italienische bestimmte und de und à französische unbestimmte Artikel sind, so ist es doch wenigstens wahrscheinlich, daß ich auch das Wie und Warum von einigen andern Dingen gefaßt haben würde, wenn ich den Wissenschaften hätte obliegen dürfen. Genug, ich hatte geraume Zeit in dieser Unschlüssigkeit hingebracht, als ich zufälligerweise einen Schulfreund antraf, der eben im Begriff war, sich als Schuhmacherlehrbursche einschreiben zu lassen. Es war eben der heilige Andreastag, und ich weiß nicht, aus welchem Handwerkseigensinn damals bei Leib und Leben kein Schuhmacherlehrbursche an einem andern als dem Andreastage einregistriert werden durfte, wenn ein löbliches Handwerk nicht etwa zur Absicht hatte, von den Immatrikulationsgebühren den Brauherrn des ersten Weizenbiers, welches zu selbiger Zeit eben auf den Andreastag das erste Mal zu haben war, in Nahrung zu

setzen. Gedachter Freund wußte mir meine Unschlüssigkeit, mich zu etwas zu bequemen, so lebhaft vorzustellen und machte mir so reizende Schilderungen von dieser Profession, daß ich, um meine Glückseligkeit nicht bis auf einen andern Andreastag zu verschieben, mich stehendes Fußes entschloß, auch ein Schuhmacher zu werden; und da es nicht schwerhielt, für dreißig Taler einen Meister zu finden, der mich im Schuh- und Pantoffelmachen unterrichtete, so hatte ich noch denselben Tag das Vergnügen, ein Schuhmacherlehrling zu sein. Diese seltsame Grille, die Schuhmacherlehrlinge nicht eher und nicht später als an einem Andreastage einzuweihen, trug also wohl das meiste dazu bei, daß ich diese Profession erlernte; denn ich bin überzeugt, hätte ich mir nur einige Tage Bedenkzeit nehmen können, so würde dieser Entschluß das Schicksal der übrigen gehabt haben, und das um soviel mehr, da ich nie die geringste Anlage zu einer meiner Gesundheit gar nicht angemessenen sitzenden Lebensart hatte. Ich erlernte also diese gewiß sehr nützliche Profession, und da gewöhnlich zu einem guten Schuhmacher ein sehr mittelmäßiger Kopf hinreicht und das just mein Fall ist, so getraue ich mir zu sagen, daß ich sie gut erlernte, wovon ich jeden, der daran zweifeln sollte, durch gute Beschuhung seiner Füße überzeugen kann, und ich habe oft gewünscht und wünsche es noch, daß meine körperlichen Eigenschaften ihrer Nutzbarkeit entsprechen möchten.

Von meinen Lehrjahren könnte ich gewiß ein artiges Gemälde entwerfen, welches sogar von einigem Nutzen sein könnte, wenn ich es nicht aus Lokalursachen vermeiden müßte; ich sage also nur so viel, daß mir ein halbes Jahr Lehrzeit geschenkt wurde, ohne daß ich selbst recht weiß, ob ich das Handwerk zu geschwind erlernte oder ob der Lehrmeister sich des schweren Geschäftes, mich länger darin zu unterrichten, gerne entledigen wollte.

Doch schien ein dritter Umstand die vorhergehenden aufzuwiegen.

Drittes Kapitel

Die Lindenbäume in Möllen

Kaum hatte ich die Ehre, zum Gesellen promoviert zu werden, so entstand auch der Wunsch in mir, zu sehen, ob nicht etwa jenseit des Berges auch Korn wachsen möchte; sobald daher mein Gepäck, welches, außer einem grünen Röckchen, noch in einem blauen Rock nebst verhältnismäßiger Wäsche bestand, in Ordnung war, trat ich meine Wanderschaft mit einer in zwanzig Gulden Konventionsgeld bestehenden Kasse, die vor dem Tore durch eine gute Freundin noch mit einem Laubtaler vermehrt wurde, im Namen des heiligen Crispinus an. Meine erste Reise ging nach Rudolstadt, wo meine Tante, die Frau Obergärtnerin Gallenius, so gefällig gewesen war, mich mit einem sogenannten Verschreiben an ihren Hausschuhmacher zu versehen. Erfurt war also der erste Ort, den ich außer meiner Geburtsstadt zu Gesichte bekam und wo ich das erste Mal übernachtete. Unter den vielen auf Arbeit wartenden Gesellen waren einige, die nebst den zwei Kleidern, die ich hatte, auch ein doppeltes Reisegeld vermuteten, und diese setzten meiner Kasse dermaßen zu, daß solche noch denselben Abend bis auf die Hälfte zusammenschmolz; hierzu kam noch, daß einer die Schwachheit eines Neulings zu benutzen wußte und mir einen Degen, den ich nötig zu haben glaubte, um zwölf Gulden verkaufte. Den folgenden Tag kam ich, nebst meinem Degen, an dem man noch einige Merkmale der Versilberung wahrnehmen konnte, frühe nach Remda und

hätte noch sehr leicht bis Rudolstadt kommen können; allein im Wirtshause fand ich alles in Bewegung und im Tanze begriffen; ich ging also auf den Tanzboden, um dieses Vergnügen mit anzusehen. Hier war einer von diesen Herren so gefällig, mir seine Dulzinea, welches ein recht artiges rundes Mädchen war, zum Tanze anzutragen. Es ist wahr, die Blödigkeit gegen das schöne Geschlecht (welche sich doch nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Italien in etwas gelegt hat) und noch mehr meine geschwächte Geldkasse setzte mich nicht wenig in Verlegenheit, doch war ich nicht so unempfindlich, den Antrag auszuschlagen. Ich faßte das Mädchen beim Arm und hüpfte einigemal mit ihr um den in der Mitte des Tanzsaals befindlichen Pfeiler herum. Sei es nun, daß meine Schuhe nicht das gehörige Gewicht hatten und bei dem Konzert, das sie während dem Tanze mit den Füßen gaben, eine Dissonanz verursachten oder daß ich mich sonst etwas links benahm; genug, es schien mir, als ob dem Mädchen nichts an mir gelegen wäre; ich führte sie also ihrem Amanten wieder zu, machte meine Verbeugung, warf einige Groschen in den großen Baß und verließ den Tanzboden. Des andern Tages, da ich meine Zeche bezahlt hatte, setzte ich meine Reise nach Rudolstadt fort. Unterwegs überzählte ich meine Barschaft und fand ohne sonderliche Mühe, daß sie noch in neun Gulden bestand. Hier war also nötig, zu überlegen, wie dieser Defekt am leichtesten zu heben sei, und die Vermahnung, sich auf der Reise mit nichts Überflüssigem zu beschweren, tat mir hier vortreffliche Dienste. Ich beschloß also, die Last meines Reisebündels durch die Veräußerung meines blauen Überrocks zu vermindern, worzu mir der Wirt des letzten Dorfes gegen eine kleine Erkenntlichkeit behülflich war. Er ging in das Dorf, und in weniger als einer Viertelstunde kam er mit der erfreulichen Nachricht wieder, daß ihn der Herr Schulmeister des Orts an sich handeln wollte. Ich verließ mich auf seine Ehrlichkeit, gab ihm den Rock, und nach einer halben

Stunde hatte ich drei Taler dafür, ohne die Ehre zu haben, den Herrn Schulmeister persönlich zu sprechen; und mit solchem Zuwachse versehen, erreichte ich Rudolstadt. In dieser gewiß recht artigen Stadt, welche bekanntlich die Residenz des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt ist und in einem reizenden Tale, durch welches sich die Saale schlängelt, so wie die Residenz des Fürsten auf einem Berge liegt, von welchem man eine bezaubernde Aussicht über eine recht romantisch schöne Gegend genießt, brachte ich ein ganzes Jahr sehr vergnügt zu. Doch ich will meine Leser mit den alltäglichen Auftritten eines Schuhmachergesellen nicht belästigen. In der Tat wüßte ich auch nichts Merkwürdiges zu erzählen, es müßte dann sein, daß ich daselbst, außer meiner Tante, von vielen angesehenen Personen mit ausgezeichnete Höflichkeit behandelt wurde, wofür ich, von Dankbarkeit durchdrungen, heute noch den verbindlichsten Dank abstatte. Nach Verlauf eines Jahres setzte ich, durch die Güte meiner Tante mit allem Nötigen versehen, meine Reise über Erfurt, Nordhausen, Werningeroda und Wolfenbüttel nach Braunschweig fort. Nach meiner Ankunft daselbst besuchte ich sogleich meinen Bruder, welcher zur selbigen Zeit bei Ihro Durchlaucht der Prinzessin von Bevern und Äbtissin von Steterburg Gärtner war; dieser empfing mich mit brüderlicher Zärtlichkeit, äußerte großes Verlangen, mich einige Zeit bei sich zu behalten; und als die Prinzessin zufälligerweise meine Ankunft erfuhr, so hatte ich das Glück, ihr vorgestellt zu werden, wo ich nicht allein von ihr beschenkt wurde, sondern sie ließ sich auch soweit herab, mir einen ihrer Bedienten mitzugeben, der mich nach Braunschweig zu ihrem Hofschuhmacher in Arbeit bringen mußte. Bei diesem Manne, der, wo ich nicht irre, Bischoff oder gar Papst hieß, hatte ich es so gut, als es nur immer ein Schuhmachergeselle verlangen kann, wozu freilich die seltene Rekommandation einer Prinzessin das meiste beigetragen haben mochte. In dieser schönen und

großen Stadt, wo ich alles, ja noch mehr hatte, als ich brauchte, würde ich mich wahrscheinlich länger als sechs Wochen aufgehalten haben, wenn nicht ein durch Zufall nach Lübeck gekommenes Mädchen, das ich sehr gut kannte, meine Neugierde gereizt hätte, die Königin der Hansestädte zu sehen. Nachdem ich also von meinem Bruder Abschied genommen, der mich sehr ungern von sich ließ, dennoch aber mit mehr als hinreichendem Reisegelde versah, ging ich über Beina, Hannover, Celle, Harburg und Hamburg nach Lübeck. Da ich meinen Weg über Möllen nahm, wo der berufene Eulenspiegel begraben liegt, so will ich denjenigen von meinen Lesern, welche etwa eine nähere Nachricht von seinen Reichsinsignien zu haben wünschen, geflissentlich damit dienen. Bei meiner Ankunft daselbst war der damalige Kirchner, dessen Geschäfte gewöhnlich ist, den Cicerone zu machen, abwesend, also vertrat seine hübsche Frau, welches mir noch lieber war, seine Stelle, welche, nachdem ich ihr vier Schillinge gezahlt hatte, mir die Kirche öffnete, wo ich in einem ohnweit dem Altar befindlichen Schrank folgende Seltenheiten zu sehen das Glück hatte, als

1. ein von Eisendraht geflochtenes Diadem.
2. Einen Degen mit einem großen stählernen Gefäß.
3. Einen großen Sporn von eben der Art, dessen Sternlein die Größe eines großen Talers haben mochte. Welches alles vom besten Eisen zu sein schien.
4. Eine hölzerne, mit einer sehr kleinen Öffnung und hölzernen Reifen versehene Kanne, deren sich seine Herrlichkeit zum Trinken bedient haben sollen.
5. Sein Bildnis, nebst demjenigen seiner Frau Mutter, welche beide, in Lebensgröße in Stein ausgehauen, aber nicht in der Kirche selbst, sondern außer derselben an der Kirchmauer angelehnt sind. Außer diesen höchst

interessanten Merkwürdigkeiten sahe ich die auf dem Kirchhofe befindlichen Linden mit so viel Namen beschnitzelt und mit so viel Nägeln aller Art garniert, daß ich keinen Raum mehr zu meinem St. fand, den ich einzugraben willens war; es könnte aber auch sein, daß ich mir nicht Mühe genug gegeben habe, einen ausfindig zu machen.

Anfänglich wußte ich wirklich nicht recht, warum ich eine so gute Lebensart, als ich zu Braunschweig und Steterburg genoß, verließ, ob es dem gedachten Mädchen oder der Stadt Lübeck wegen geschahe; allein, kaum war ich daselbst angekommen, als ich es sogleich erriet; denn da ich das mehrgedachte Mädchen nicht antraf, so setzte ich meinen Weg weiter fort; und da meine Reiseschatulle mit mehr als zwanzig Gulden Konventionsgeld versehen war, so verließ ich Lübeck, ohne von der Güte des bekannten Mädchens (welche ein Spital in Lübeck erbauen ließ, wo jeder Reisende einige Tage mit Speise und Trank unentgeltlich bewirtet wird) Gebrauch zu machen, und kam über Wismar, Rostock und Trebsees in Stralsund an.

Viertes Kapitel

Die Frau Doktorin

Hier ließ ich mich, seitdem ich Braunschweig verlassen hatte, das erste Mal nach Handwerksbrauch in Arbeit bringen. Als ich in die Stube des mir angewiesenen Meisters trat, traf ich seine Frau und einen sechsjährigen Knaben, auf dem Bette liegend, in einem starken Fieberparoxysmus an. Würkte der so unerwartete Anblick so sehr auf mich oder trug die nasse Witterung, der ich

einige Tage hintereinander auf der Reise ausgesetzt gewesen war, etwas dazu bei, genug, ich wurde den kommenden Tag von einem ähnlichen Fieber befallen, welches sehr bald in ein hartnäckiges dreitägiges ausartete und mich erst nach zehn Monaten wieder verließ. Nun hätte ich mich zwar der dort so wie in mehrern andern Orten bestehenden guten Einrichtung der Schuhmachergesellen, ihre Kranken zu einem ihrer Meister, den sie den Krankenvater nennen, zu tun, bei welchem sie bis zu ihrer Genesung, auf Kosten ihrer Mitgesellen, ganz gut gepflegt werden, bedienen können; da mir aber die Hausfrau, welche sich vielleicht einbildete, die unschuldige Ursache meiner Krankheit zu sein, vorschlug, mich, bis zu meiner Genesung, ihres Hauses zu bedienen, so nahm ich dieses Anerbieten mit vielem Danke an, und ohnerachtet ich in der Zwischenzeit meines Fiebers wenig verrichten konnte, so pflegte mich diese Frau doch recht mütterlich; und sollte daher ein Exemplar dieses Büchelchens bis nach Pommern verschlagen werden, woran ich jedoch zu zweifeln Ursache habe, so nehme sie nochmals den Dank an, den ich ihr bei meiner Abreise nach der Insel Rügen abstattete. Doch so gefällig diese Frau gegen mich war, so wenig Nachsicht hatte ich von ihrem Manne zu hoffen; denn da ich mich anfänglich nicht an ihre Kost gewöhnen konnte und der Mann immer antwortete: »Dat es Husmanns-Kost«, wenn ich etwas begehrte, was nicht auf seinem Kochzettel stand, so mußte die Frau jede Abwesenheit des Grobians benutzen, um mir eine Suppe oder ein anderes dienliches Essen zuzubereiten. Zum Beweise, daß wirklich einige pommersche Gerichte nicht viel Einladendes für einen Fieberpatienten haben, will ich einige, so gut sie mir bekannt sind, hier anführen. Eine sehr gewöhnliche Speise bei ihnen ist die sogenannte *Mehlgrütt*; dieses ist nichts anders als ein von geschrotetem Kornmehl in Wasser und Salz gekochter dicker Brei, welchen sie auf folgende Art aufzutischen

pflegen. Sie nehmen einen Löffel voll aus der Mitte der Schüssel heraus, legen ein Stück Butter hinein, welches sehr bald darin schmilzt, auf jeder Seite des Tisches steht eine Schale, worinne in der einen süße Milch, in der andern aber mit Sirup versüßtes Bier ist. Nun nimmt man einen Löffel voll von dieser Mehlgrütt, und es wird der Willkür der tafelnden Personen überlassen, ihn in das mit Butter angefüllte Loch oder in eine der beiden Schüsseln zu tauchen; da der Brei sehr heiß, die Milch und das Bier aber kalt aufgetragen wird, so kann man sich den Geschmack leicht denken. Ein anderes, weniger geschmackloses Essen, welches aber auch als ein Sonntagsgericht angesehen wird, ist dieses: Sie kochen Klöße, frischen Aal, Rosinen, Kartoffeln, Reis, gelbe Rüben und gewelkte Zwetschgen auf einmal in einem Topfe, und dieses Essen hat, wenngleich nicht viel Anlockendes, doch das Gute, daß unter so vielen Speisegattungen doch mehrenteils eine ist, die einem behagen kann.

Ich komme zu meinem Fieber zurück, welches sich so regelmäßig einstellte, daß ich beinahe jeden Paroxysmus auf die Minute wußte, denn es kam allemal Punkt zwei Uhr, deswegen legte ich mich jederzeit eine halbe Stunde vorher ins Bette, versah mich erst mit einer fünf Maß haltenden Kanne voll Hausbier, die ich allemal während dem Fieber ausleerte. Die größte Beschwerde verursachte mir die Kälte, die ich leiden mußte; denn da es Winter war, so mußte ich jedesmal, wenn ich trinken wollte, erst das angesetzte Eis mit einem bei mir habenden Hammer zerschlagen, und gemeiniglich verzehrte ich solches alsdann mit großem Appetit, wenn das flüssige Bier ausgegangen war. In diesen zehn Fiebermonaten brauchte ich außer dem Doktor alles, was man mir vorschlug, und unter andern auch folgende zwei Kuren. Erstlich legte man mir ein aus Schießpulver, Spinnengewebe und wer weiß aus was noch für andern Ingredienzien bestehendes

Pflaster auf den Puls an beiden Händen und riet mir, zwei Stunden vor und zwei Stunden nach dem Fieber, wenn es möglich wäre, immer in Bewegung zu bleiben. Ich ging also die Straßen einigemal auf und ab und, um dem harten Pflaster auszuweichen, nachgehends auf den Wall; ich hatte bereits die Stadt einigemal umlaufen und war recht froh, daß die Zeit des Fiebers vorbei war, ohne etwas anders als Zuckungen im Rücken zu spüren, als ich der Schildwache des blauen Pulverturms auffallen mochte. Dieser gefiel es, mich anzuhalten und förmlich zu arretieren, weil sie glaubte, ich möchte etwas zum Nachteile der Festung oder des Pulverturms im Sinne haben. Er examinierte mich scharf, und da er mit meiner Entschuldigung, daß ich des Fiebers wegen da herumliefe, nicht zufrieden war, so gab er der nächsten Schildwache ein Zeichen, die es meldete, und so wurde ich nach dem Trebseer Tore gebracht. Zum Glück für mich hatte ein gewisser Dahlgrün, der mich kannte, die Wache; als ich diesem die Sache erzählte, so lachte er herzlich über die Sorgfalt des Soldaten, lobte seine Aufmerksamkeit und riet mir, mich gänzlich auf den Arzt zu verlassen. Ein andermal wurde mir vorgeschlagen, zu einem beim Zeuggarten wohnenden Metzger zu gehen, welcher die Gabe haben sollte, alle Arten von Fieber verschreiben und vertreiben zu können, und ich war damals einfältig genug, solch abgeschmacktes Zeug zu glauben. Er empfing mich ganz höflich, sagte, daß nichts leichter sei, als nach seiner Art jedes, auch das hartnäckigste Fieber zu vertreiben. Er frug mich, ob ich eine gute Natur habe, und als ich dieses mit Ja beantwortete, führte er mich in seinen Laden, hieß mir den Kopf auf ein daselbst befindliches Klotz legen und griff nach seinem Metzgersbeile. Diese Vorbereitung zur Fieberkur behagte mir aber so wenig, daß ich mir die Ausführung derselben verbat und ihm zu verstehen gab, daß, wenn er mich nebst dem Fieber auch vom Kopfe befreien, ich lieber beides behalten wollte. Er riet mir nun,

denen, die mich an ihn gewiesen hätten, zu sagen, daß er das Fieber auf keine andre Art vertreiben könne. Ich war eben im Begriffe, das Haus dieses sonderbaren Doktors zu verlassen, als mir seine Frau, welche in der Küche mit der Zubereitung eines Spanferkels beschäftigt war, winkte, zu ihr zu kommen; ich war sehr unschlüssig, ob ich es tun sollte oder nicht, weil ich wirklich glaubte, der Metzger habe die Absicht gehabt, mich durch Schrecken vom Fieber zu befreien, und daß seine Frau durch eine andere Art von Furcht das angefangene gute Werk vollenden wollte. Doch ging ich zu ihr, und da erfuhr ich erst, daß ich in Ansehung meiner Fieberkur nicht vor die rechte Schmiede gekommen war und daß nicht dem Metzger, sondern der Frau Metzgerin die Gabe, das Fieber zu verschreiben, verliehen sei. Sie frug mich, von welcher Art mein Fieber sei, wie lange ich es gehabt und ob ich Zutrauen zu ihrer Kur habe. Hier konnte ich freilich nur die ersten zwei Fragen mit gutem Gewissen bejahen; allein was tut man nicht, um eine schöne Frau, welches sie wirklich war, mit einem selten gut aufgenommenen Nein zu verschonen und um ein böses Fieber loszuwerden. Ich bejahete ihr also alles, sie versprach mein Fieber in bester Form rechtens, und siehe da! den kommenden Tag, da es nicht wiederkommen sollte, kam es wirklich - wieder. Mit diesem lästigen Fieber mußte ich mich beinahe ein ganzes Jahr herumtragen, bis ich es endlich verlor. Dabei aber ließ es doch eine solche Schwäche in den Gliedern zurück, daß ich mich lange nicht wieder erholen konnte. Einige Freunde rieten mir, um die Luft ein wenig zu verändern, nach der Insel Rügen zu gehen. Ich ging also einige Wochen vor Ostern, da die See vom Eise frei war, zu einem Fährmann, einen Platz zu bestellen, um den andern Morgen mit hinüberzufahren. Allein um Mitternacht erhob sich ein Nordwind, der das in der See zerstreute Eis (denn es war nur einige Tage vorher aufgegangen) in die Meerenge zurücktrieb und nebst dem alten wieder neues ansetzte, so daß ich des Morgens die

See von einem Ufer bis zum andern zugefroren fand. Es hatten sich dreißig bis vierzig Personen, so hinüberwollten, versammelt, aber keine wollte sich dem noch jungen Eise anvertrauen. Wir hielten uns daher einstweilen am Strande auf, allein um zehn Uhr sahen wir schon die Fährleute vom jenseitigen Ufer herüberkommen. Diese wissen die Stellen sehr genau, wo die See am festesten zufriert; wenn das Eis noch jung ist, so wagt es nicht leicht jemand, ohne ihre Begleitung hinüberzugehen; sie gehen immer voraus, haben lange, mit Hacken versehene Stangen bei sich, um sie denen zuzureichen, unter welchen das Eis einbrechen möchte. Nach einem kurzen Aufenthalte traten wir alle den Weg über das Eis an, allein unsere Begleiter ließen uns nicht zusammen, sondern ganz einzeln gehen; auf vielen Stellen, und besonders auf dem Strom, Durch diese Meerenge fließt wirklich ein sehr breiter Strom, der das See- oder, wie es dort heißt, das *Binnwater* ebensowenig annimmt als der Rhein das Wasser des Bodensees. Man nimmt ihn alsdenn sehr deutlich wahr, wenn sich das Eis in der Meerenge ansetzt, wie auch, wenn es wieder schmilzt; denn er frieret später zu als das Binnwater und tauet auch früher auf. Wenn man darüber wegfährt und darauf merkt, so ist es, als wenn das Schiff eine Stufe hinunter- und auf der andern Seite wieder eine hinaufführe. wo kein altes, sondern nur junges Eis war, fanden wir es wirklich noch so dünne, daß es sich unter den Füßen bog; weil es aber noch jung war, hatte es keine große Gefahr, und wir erreichten glücklich das jenseitige Ufer. Auf dieser achtzehn Quadratmeilen enthaltenden Insel, welche eine Stunde von Stralsund entfernt ist und einen außerordentlich fruchtbaren Boden hat, liegen außer einer Menge Dörfer und Edelhöfe auch einige Flecken und Städte, worunter Bergen, auf einer kleinen Anhöhe, fast in der Mitte der Insel, die vornehmste ist.

Da ich meinen Weg über Gingst und Bergen nahm, so hatte ich nur die kleine Wesche Dieses sind Meerwasser, die sich tief ins flache Land hineinziehen und durch welche man waten muß. Wenn der Wind vom Lande wehet, so reicht das Wasser kaum bis an die Knie, kömmt er aber aus der See, so ist es merklich höher; ja wenn die See stürmisch ist, so kann man ohne äußerste Gefahr gar nicht durchkommen, sondern man muß entweder einen großen Umweg nehmen oder warten, bis sich der Wind legt und das Wasser wieder zurückfließt. Wenn man durchsetzt, darf man den jenseits herausführenden Weg nicht aus den Augen verlieren, sondern gerade auf denselben zugehen, um nicht in die Tiefe zu geraten; denn oft liegen die Schiffe kaum zehn bis fünfzehn Schritte weit von dem Orte, wo man durchgehen muß, vor Anker. zu passieren, welche auch zugefroren war; bei meiner Rückreise aber mußte ich durchwaten, welches für einen furchtsamen Reisenden ein äußerst verdrießlicher Umstand sein würde.

Fünftes Kapitel

Der Herr Korporal

Auf dieser Insel hatte ich kaum einige Monate in Betreibung meiner Profession zugebracht, als ich Gelegenheit hatte, mit einem Lieutenant Sch - tz, der sich zu *Putbus* auf Urlaub befand, bekannt zu werden. Dieser schlug mir vor, schwedische Kriegsdienste zu nehmen, und versprach mir, mich als Korporal bei der Königin Leibregimente anzubringen, wo er es dann, nach seinem eigenen Geständnis, meiner Sorge überlassen müßte, mich bis zum Brigadier emporzuschwingen. Zwar spürte ich nicht den geringsten Beruf in mir, mich bei entstehender

Gelegenheit zum Besten des Königs von Schweden tot oder wohl gar zum Krüppel schießen zu lassen, auch war mir das Avancement vom Korporal bis zum Brigadier nicht einleuchtend genug; aber der Gedanke, gleich Korporal, und zwar Korporal unter der Königin Leibregiment zu werden, und die Möglichkeit, mit der Zeit, wo nicht Brigadier, doch wie Sch - tz, der auch nur ein gelernter Bäcker war, Lieutenant zu werden, brachte den Entschluß in mir hervor, mein Glück eine Zeitlang beim Militär zu versuchen. Nach einem viermonatlichen Aufenthalte auf dieser Insel gingen wir nach Stralsund zurück, wo ich beim Leibregiment der Königin, unter der Compagnie des Grafen Janke, zwar Korporal wurde, mich aber in Ansehung des Gehaltes sehr geirrt hatte; denn erstlich glaubte ich, daß das schöne Epithet »der Königin Leibregiment« überhaupt etwas mehr eintragen, und zweitens, daß ein Korporal etwas mehr als ein Gemeiner bekommen würde, allein ich bekam als Herr Korporal nicht mehr und nicht weniger als des Monats zweimal 20 und einmal 22 Schillinge, nebst einem Scheffel Korn, wie die Gemeinen auch.

Es könnte sich jemand wundern, daß die Schweden Leute anwerben, die sie zu Korporals kreieren, ehe sie noch das Regiment gesehen oder vorher gedient haben, allein diese Verwunderung wird aufhören, wenn ich ihnen sage, daß zuweilen eine schwedische Compagnie mit vierzig bis sechzig Korporals versehen ist, welche von den gemeinen Soldaten in nichts unterschieden sind, als daß ihre Hüte mit einer silbernen Tresse, die sie übrigens selbst kaufen müssen, die Hüte der Gemeinen aber nur mit einer wollenen Schnur bordiert sind und daß sie keine Schildwache stehen, sondern als Anführer, Gefreite, Kalfaktoren und zu ähnlichen Ehrenämterchen gebraucht werden. Dabei sind sie noch dem verdrüßlichen Umstande ausgesetzt, vom Adjutanten wieder nach Hause geschickt zu werden, wenn ihrer mehr auf Parade kommen, als er zu

erwähnten Diensten brauchen kann; doch befinden sich bei jeder Compagnie drei bis vier, welche die Kommandokorporals heißen und einige Pfennige mehr als die andern bekommen. Zwei Jahre hatte ich als Korporal bei der Königin Leibregimente gedient, als ich nach Schweden eingeschifft wurde und meine Station zu Ystadt (in Göthaland) bekam. Dasselbst traf ich einen Rottmeister von dem in Stralsund in Garnison liegenden Blickschen Regimente an, der sich allhier auf Urlaub befand. Dieser bezeigte große Lust, daselbst zu bleiben, und wünschte seine Stelle zu verkaufen. Jeder schwedische Unteroffizier, worunter die Korporals nicht mit begriffen sind, hat die Freiheit, seine Charge zu verkaufen, der Preis beträgt 80, 100, zuweilen auch 150 Reichstaler. Da mir nun der Aufenthalt in Schweden gar nicht behagte und ich mich wieder nach Stralsund sehnte, wo ich unter andern eine Person kannte, die mir bei meiner Abreise eine Unteroffizierstelle versprach, so schrieb ich ihr, und diese hielt ihr Wort so pünktlich, daß sie mir gleich die 450 Kupfertaler, so der Mann forderte, mit der ersten Postjagd übermachte. Ich trat also in Unterhandlung mit ihm und erhielt die Stelle für 385 Kupfertaler, und sobald unsere Sache in Richtigkeit war, ging ich wieder nach Stralsund über, um der gedachten Person meinen Dank abzustatten.

Sechstes Kapitel

Der Aalfang

Wäre der Überfluß, den die Stadt Stralsund und die nicht weit davon entfernte Insel Rügen an allem und vorzüglich an Fischen genießt, nicht allgemein bekannt, so hätte ich hier sehr vieles sagen können. Die Fische sind so wohlfeil,